

# Fahrtgenos

MONATSSCHRIFT FÜR PROLETARISCHE WANDERER

Touristen-Verein „Die Naturfreunde“, Zentrale Wien, Gau Brandenburg

1 \* 9 \* 2 \* 5

DEZEMBER

6. JAHRGANG

## I n h a l t

Die zwölf Nächte

\*

Weihnachten  
und Winterjonnwende

\*

Der Spreewald

\*

Aus der Bewegung

\*

Am Rande

Einzelpreis 20 Pfennig



# Gauachrichten



Stamm: Willi Dulan  
Berlin SO. 36, Krüllstraße 1.

Geschäftshelle, Berlin, Kasse: Hugo Sinn,  
Berlin N. 20, Steffiner Straße 30.  
Vollredakteur: Berlin NW 7, Nr. 118 794.

Schriftleitung: Otto Pottjäger  
Berlin N. 65, Malzlaquestraße 18.

## Die 9. Gaukonferenz

findet am 30. und 31. Januar 1926 in Berlin statt. Anträge sind bis zum 15. Januar an den Genossen Dulan zu richten. Tagungsort und Tagesordnung werden im Januar „Fahrtgenos“ bekanntgegeben.

Die Ortsgruppe Magdeburg verkauft einen Projektionsapparat für Glasbilder, 8<sup>1/2</sup>, 8<sup>1/2</sup> und 8<sup>1/2</sup> x 10, mit Leinwand für 45 Mark. Näheres durch den Obmann K. Kauer, Al. Weinhoffstraße 7.

Naturfreunde-Abreiß- und Taschentalender 1926 nicht vergessen! Näheres siehe im Oktober „Fahrtgenos“.

Warnung! Unter Vorpiegelung falscher Tatsachen und mit der Behauptung, dies und jenes vorteilhaft beschaffen zu können, hat ein zuletzt in Lichtenrade wohnhafter Alfred Worschun sich von einigen Vereinsmitgliedern namhafte Geldbeträge erschwindelt. Wir warnen alle Mitglieder vor diesem Schwindler und ersuchen, ihn im Betretungsfalle feststellen zu lassen.

## Alle Naturfreunde

decken ihren Bedarf an

### Wanderausrüstung

Etui - Ausfälle - Aluminium - Laternen - Kartentaschen

### Bekleidung

Manchester - Anzüge - Windjacken - Kittel - Hosen - Stutzen - Strümpfe

### Schuhzeug

Wandertiefel - Wandshuhe - Halbschuhe - Griechische Sandalen - Handfandale - Doppelsohlenfandalen - Kiemensandalen

### Wanderer-Literatur

Reiseführer - Wanderkarten - Lieberbücher - Naturwissenschaftliche Literatur usw.

nur in der

**Gau-Geschäftsstelle,**  
Berlin N 20, Steffiner Str. 30. II



## Aus den Ortsgruppen



### ORTSGRUPPE BERLIN

Obmann: J. Maschütz, N. 65, Krüllstr. 11.  
Kassierer: Paul Lampe, N. 37, Wörther Str. 9.  
Vollredakteur: Berlin 145 796.

Vierteltagesstelle: B. Amide, N. 3, Rheinsberger Straße 62. Bei Anträgen in Kindergärten beizufügen.

Die benötigten Glasbilderapparate müssen mindestens 3 Wochen vor der Durchführung angemeldet werden mit genauer Angabe über Etomart, Kost- und Anberechtigte. Genossen, benutzt unsere Apparate. Wegen Lichtbildvorträge wird gebeten, sich an die Referenten selbst zu wenden. Kindergärten nicht vergessen!

Die Geschäftsstelle befindet sich an Wörther Straße 9 beim Gen. Lampe (Montags und Freitags 6-8 Uhr geöffnet). Fernsprecher: Humboldt 9168.

Ausgabe des „Fahrtgenos“ an die Abteilungen in der Geschäftsstelle am 21. 12.

### Zusammenkünfte:

Funktionärkürzung: Mittwoch, 2. Dezbr. sämtlich 7.30 im Sophienkneum. Weinmeißerstraße 16/17.

Monatsprogramme mitbringen, Kauerer Vorstand 17. 12. bei Maschütz.

Mittwoch 24. Januar 1926

**Ordentliche Generalversammlung**  
im Sophienkneum, Weinmeißerstr. 16/17.

Anträge sind bis 1. Januar 1926 an Gen. Maschütz, N. 65, Krüllstr. 11, einzulegen.

### Naturwissenschaftliche Abt.

Paul Rusk, N. 31, Demmler Straße 22.  
Anschrift: F. S. P. N., Stralauer Straße 56.

7. 12. Entwicklung der Pflanzenwelt vom Nandrium zum Allodium (Kauer) \* 14. 12. Nervensystem (Schwarzstein) \* 21. 12. Pflanzen in der Mikologie (Kauer) \* 28. 12. Gesellschaftliches \* Fahrten: 5. 12. Strausberg, Köllisch (Zubermann) 8. 12. Echl. Hbf. \* 13. 12. Nachvereinbarung \* 20. 12. Winterferienabend an unserem See. Abt. 1.00 und 6.45. Schiel. Abt.

### Abstammung und Fortpflanzung des Menschen

Unter diesem Thema veranstaltet die Naturwissenschaftl. Abt. in ihrem Heim, Stralauer Straße 55, Donnerstags eine Vortragsreihe. Das alte Märchen vom Storch findet schon bei Kindern frühzeitig seinen Glauben mehr. Aber dennoch herrscht durch Bräuerie und unangebrachte Scham über die Entwicklung der Menschenkinder und über den eigenen Körper bei vielen eine totale Unkenntnis. Den Genossen, besonders den Genossinnen ist nun Gelegenheit geboten, im Kreise Gleichgestimmter in unangenehmer Weise Aufklärung und Wissen zu erhalten.

Beginn: Donnerstag, den 7. Januar 1926, abends 7.30. - Teilnehmergebühr für die ganze Vortragsreihe, umfassend 6 bis 8 Abende, einchl. Lichtbildvortrag 30 Pf. Umgehende Anmeldung erwünscht an P. Rusk, N. 31, Demmler Str. 22.

### Landh. Meißnershof-Rauen

Obm.: Paul Lampe, N. 37, Wörther Str. 9.  
Landheim Meißnershof

Mittwoch: 5. 6. 12. P. Lampe, N. 37, Wörther Str. 9, 12. 13. 12. A. Kühl, N. 35, Bismstr. 37, 19. 21. 12. F. Wittmaal, N. 39, Schulzenbarter Str. 15, 24.-27. 12. P. Lampe.

### Landheim Rauen

Mittwoch: 5. 6. 12. R. Behling, N. 31, Königsberger Straße 34.  
12. 13. 12. H. Ross, N. 57, Potsdamer Str. 77.  
19. 21. 12. und 24.-27. 12. R. Behling.  
Rechtzeitige Anmeldung, auch Übernahmung unbedingt erforderlich, da die Räume gebietet werden müssen. Generierung zum Kochen hat jeder selbst zu besorgen.

### Photogemeinschaft

H. Preßler, Hochstraße 8.  
Jeden Montag 8.00 im Jugendheim des Olters. Str. Frankfurt Str. 16, Zimmer 5 \* 7. 12. Hotel- und Gekundung \* 14. 12. Entwideln bei hellem Licht \* 21. 12. Vortr. Achledrug \* 28. 12. Lehungs-Lichtbildvortrag \* 4. 1. 26. Geschäftliches \* Bergrüchungsabende und Vereinbarung \* Abt. auf oder Mitte Dezember neuer Tagungsord im Jugendheim (Dankfestmahl), Chemn. Straße 12 (siehe Tagespreise).

### Bücherstube

Saherbert, N. 21, Schöndorferstraße 1, Redigandenheim.  
Vollredakteur: Berlin 145 794

### Berbebezirk Norden

Str. Erik Schupp, N. 31, Bernauerstr. 4.  
Führer: Johann Preßler, Ewigmünder Straße 12. S. Wanderausgang und Führermaterial jeden Freitag von 7-10 bei Preßler.



fährliches Gewitter, am elften große Uebel und Krankheit, am zwölften Krieg und Plutvergießen. Von den vielen Spitzgeschichten sei noch einiges mitgeteilt; was die Geister in den Zwölf Nächten alles treiben. Da kommen himmlische Geister herab und erfüllen die Häuser — ein Glaube mit dessen Hilfe die Kirche den Gedanken des herabkommenden Christkinds leicht einführen konnte. Was in Tierleibern lehren die Seelen ein, weshalb es rasam erscheint, während dieser Zeit keines der Tier beim Namen zu nennen, sondern möglichst Adressen zu gebrauchen! An Kreuzwegen ist natürlich die Hölle los! Wer auf solchem Kreuzweg steht, steht in der Neujahrsnacht den Himmel offen und erfährt, was sich das ganze Jahr zutragen wird. Die Sitte des Schüttelns der Bäume hat den Zweck, dieselben aus dem Schlaf zu wecken, um zu verhindern, daß durch die Luft ziehende Geister die Lebenskraft des Baumes einer Seele gleich davontragen.

Wie sich der Mensch die Entfesselung der Geister zu nütze machen kann, so bedarf es auch einer Menge Vorsichtsmaßregeln, wie z. B. die der Geisteraustreibung, die größtenteils durch Verursachung riesiger Lärms auf Dorfplätzen und Feldern, in den Häusern und Scheunen vorgenommen wurden. Zu den genannten „Vorsichtsmaßregeln“ gesellte sich in Häusern und Scheunen auch noch die des Fegens. Weihnachtsruten, Waldteufel, Knarren, Knallbüchsen, Rindertrompeten und ähnliche Instrumente, die heute noch auf keinem Weihnachtsmarkt fehlen, sind ohne Frage als Überbleibsel solcher Mittel aus jener Zeit anzusehen. — Eine weitere Form der Geisterbannung ist die der Ausräucherung, worauf auch die Zeich-

nung Rauch- oder Rauchnächte zurückgeführt werden kann. Da machten sich am Abend des 6. Januar die Hausherren daran, alle Räume vom Boden bis zum Keller durchzuräuchern und den Geistern durch das Zeichen des Kreuzes jede Tür zu verschließen. Mit diesem Akt hatte dann die Zeit der Zwölf Nächte ihren Abbruch erhalten.

So mögen sich noch viele Gebräuche in diesen Tagen, namentlich auf dem Lande, erhalten haben. Nur von den wenigsten Sitten wird bekannt sein, aus welchen Umständen sie geübt werden, und welchen Ursprungs sie sind.

Wie oft wird insbesondere von sich „Kulturmensch“ Nennenden über irgendwelchen „Aberglauben“ gelacht, während es vielleicht interessanter und lehrreicher wäre, dem Ursprung der Volkssitten ein klein wenig auf den Grund zu gehen. Namentlich der Großstädter, dem die verschiedensten Bibliotheken und ähnliche Einrichtungen zur Verfügung stehen, wird in diesen Dingen bei einiger Mühe viel und gutes Material vorfinden, welches Aufschluß oder Fingerzeige für selbst gemachte Beobachtungen gibt. So wird auch auf diesen Gebieten mit der Zeit eine Fülle von Kenntnissen gesammelt werden können, mit denen dann aber auch nicht geizt werden soll!

Der Artikel unseres Genossen Kunze, „Weihnachten und Winter Sonnenwende“, behandelt stellenweise ebenfalls die Zeit der Zwölf Nächte und zeigt im übrigen durch eine sehr reichhaltige Fülle von wertvollem Material weiterhin Berührungspunkte und Ergänzungen zu dieser kurzen allgemeinen Betrachtung.

## Weihnachten und Winter Sonnenwende<sup>1)</sup>

„Von Toban wieder gewinnt im Wehen  
Kinda einmächtig den reißigen Sohn.  
Die Hand nicht wäscht er, das Haupt nicht kämmt er,  
bis Balbers Erleger dem Brand er geweiht.“

Der Valdermythos in der nordischen Edda<sup>2)</sup> erzählt uns von den Träumen Balbers, von dem Hute der Götter und von dem Ritt Modans zur Mala. In einem Frage- und Antwortspiel hören wir von dem Schicksal Balbers, der von seinem Stiefbruder Haber mit einem Mistelzweig<sup>3)</sup> getötet wird. Doch dem Valder ersteht ein Nacher, der junge Gott Wal, der in der Götterdämmerung eine Nacht alt austritt, wie es in den obigen Worten zum Ausdruck gebracht ist. Haber ist das Sinnbild des Winterdunkels, welches von dem Gott des jungen Frühlings in dieser einen Nacht getötet wird. Diese Nacht ist die Nacht der Winter Sonnenwende, die längste Nacht im Jahre. Obige Mythe sagt uns also, daß sich die Menschen schon sehr früh mit dem Gedanken der Winter Sonnenwende beschäftigt haben müssen, und Reste alter Sitten und Gebräuche in der Weihnachtszeit sind nicht mit dem christlichen Sinn des Festes in Einklang zu bringen, sondern wir haben ihren Ursprung in der sogenannten heidnischen Zeit zu suchen.

Wenn die Zeit der kürzer werdenden Tage und länger werdenden Nächte des Novembers und Dezembers auf uns als Kinder der Großstadt seine Eindrücke hinterläßt in dem Sinne, daß wir in unserer freien Zeit vom Tageslicht sehr wenig bekommen, daß wir in

der Dunkelheit morgens die Arbeitsstätte aufsuchen und abends beim Schein des elektrischen Lichtes und der Gaslampen wieder verlassen, wir also in dieser Jahreszeit ganz besonders von der künstlichen Erzeugung des Lichtes abhängig sind, wie um so drückender mag sich diese Zeit des Winterdunkels auf die in entlegenen Orten wohnende, vom modernen Verkehr abgeschnittene Landbevölkerung auswirken, die noch ganz im Abhängigkeitsgefühl von höheren Gewalten und im Aberglauben dahinsinkt. Deshalb haben sich die alten Sitten und Gebräuche in der Landbevölkerung am besten erhalten können. Beides hat seine Ursache darin, daß der Landmann heute noch bei seiner Feldbestellung von den Naturgewalten abhängig ist. Je mehr wir uns nun in die Menschheitsgeschichte vertiefen, um so mehr sehen wir, daß dieses Abhängigkeitsgefühl von unbekanntem Mächten immer stärker wird, je einfacher die Wirtschaftsweise und somit der Denkprozeß der Menschen wird. Wir stellen weiter fest, daß der Sieg des Lichtes über das Winterdunkel die Triebkraft zu einem Feste geworden ist, welches Jahrtausende in der Menschheitsgeschichte wurzelt und heute noch in fast allen Familien und selbst in Organisationen der Arbeiterschaft gefeiert wird: Das Weihnachtsfest. Seiner Geschichte soll eine längere Betrachtung gewidmet sein.

Dem Weihnachtsfest ist die Feier der Winter Sonnenwende als religiöses Fest vorausgegangen. Doch dieses setzt voraus, daß der Mensch wirtschaftlich in die Abhängigkeit von den Naturgewalten gelangt ist, daß diese für seine Lebensfrage maßgebend werden, d. h. daß er Ackerbau betreibt. Nun wissen wir aber heute, daß der Naturkult, der durch diese Art der Nahrungsbeschaffung bedingt wird, nicht die älteste der Religionsformen ist, sondern daß wir hier schon eine ziemlich hochentwickelte Stufe der Religionen

<sup>1)</sup> Siehe auch den Artikel in der Juni-Zusammenfassung dieses Jahrganges: „Feste und Sonnenwende in der Menschheitsgeschichte“.

<sup>2)</sup> Aus der Verlags-Ausgabe „Die Edda“ überf. von Dr. v. Holboell, S. 118.

<sup>3)</sup> Die Mistel ist eine Schwarzerle, die hauptsächlich auf Felsen und kleinen hohen Büschen bildet. Ihre Blätter bleiben auch im Winter grün (sog. ewiggrüne Weihnachtsbaum). Die weiße Dornen weicht von der Mistelbrosche getrennt.

vor uns haben. Es muß nun auch im norddeutschen Flachland eine Zeit gegeben haben, wo diese Stufe des religiösen Kultes noch nicht erreicht war, wo noch der Animismus, der Seelen- und Geisterglaube, herrschte. Bei den Germanen finden wir neben der Verehrung der personifizierten Naturmächte u. a. auch den Glauben an Dämonen, Gespenster, an die Geister der Verstorbenen. Wir haben es hier mit einem gewissen Aberglauben zu tun, der im allgemeinen eine ältere Form des Glaubens darstellt. Es lassen sich also Schlüsse ziehen für die Zeit, die dem Naturkult vorausgeht, für die animistische Religionsperiode, wo man an die Geister, an die Seelen der Verstorbenen glaubte, die nach dem Tode eine gewisse Zeit fortleben und je nachdem den Überlebenden Schaden oder Nutzen konnten. Die Gebräuche im skandinavischen Norden zeigen die deutlichsten Erinnerungen an diese Zeit des Seelenglaubens. Während die Germanen schon lange zum Ackerbau gekommen waren, galten ihre Stammesbrüder im Norden noch als Nomaden zur See (Wikingen) oder als Weidewirtschaft treibende Halbnomaden, die kaum den Ackerbau und die durch ihn bedingte Religionsform kennen gelernt hatten, als das Christentum sich im 12. Jahrhundert bei ihnen allmählich Eingang verschaffte.



So konnten uns hier die Sitten und Gebräuche des Seelenglaubens am reinsten erhalten bleiben. Das Fest, welches der Winter Sonnenwende vorausging, muß ein Totenfest, ein Allerseelefest gewesen sein, ähnlich wie es die katholische Kirche und die evangelische Kirche heute noch haben. Nach alten, bei allen Völkern sich in dieser oder jener Form vorfindenden Gebräuchen gehört der Tag den Lebenden, die Nacht den Toten. Die nördlichen Gegenden haben den Tag auf das Jahr übertragen. In den Frühlings- und Sommermonaten, wo die Tage lang und die Nächte hell sind, gelten die Totenseelen und die nächtlichen Geister als machtlos. Erst im Winter, wo die Tagesstunden einer kurzen Dämmerung zwischen zwei Nachtzeiten gleichen, ist die Zeit der Geister, die im Dunkeln haufen, die als Trolle, Nide (Kobolde) und Afar (Elfen) ihr Unwesen treiben, die in Bergen, Höhlen und Hünengräbern haufen — ursprünglich die Seelen der Vorfahren. Ihnen gehört die Julzeit, in der die Tage am kürzesten, die Nächte am längsten sind. Es gilt nun, den bösen Einfluß der Geister fernzuhalten und ihren Bruchstand zu sichern. In Süd- und Mittelschweden findet man vielfach bei den höchsten Hünengräbern. Hier herrscht nach dem Glauben der Bevölkerung der Stammvater der Bayern, der das Land rodete und sich hier ansiedelte. Um ihn günstig zu stimmen, bringt man ihm am Heiligabend Opfergaben dar, indem man teils auf dem Hügel, teils auf dem Herd des Hauses Grüße mit Brot und auch Bier — in Norwegen Drövel, Geister, oder Totenbier genannt — hinstellt. In Sagen wird erzählt, daß die Toten in der Weihnachtzeit ihre alten Wohnungen aufsuchen, weshalb das Haus offen gelassen, die Pforte geheizt und

zurechtgemacht wird. In Island öffnet die Hausfrau die Tür, verbeugt sich und spricht dreimal: Kommt, die ihr kommen wollt; zieht, die ihr ziehen wollt, mir und den Meinigen ohne Schaden! — Wenn die Familie gegessen hat, läßt jeder der Anverwandten etwas auf dem Teller für die Toten übrig; oft wird auch der Tisch für sie mit Jul bedeckt und darauf allerhand Eßwaren frisch gedeckt. Am Morgen sind dann Sand und Erde auf den Stühlen, die die Toten aus den Gräbern mitgebracht haben. Was von Speisen und Getränken weggeschüttet wird, darf nicht vom Boden aufgenommen werden, es gehört den Geistern. Und wenn dann die Familie nach der Kirche zum Gottesdienst aufbricht, werden die Betten und Bänke als Lager für das Totenvolk hergerichtet, ja bisweilen bleiben für sie die Betten mehrere Nächte hindurch reserviert, und die Lebenden lampieren auf einem Strohlager mitten in der Stube. (Wanderfreund, 4. Jahrgang, Nr. 8, 1912.) — Aber es sind nicht die Hausgeister allein, die ihr Wesen treiben, sondern auch alle die vergessenen Toten, die in Flüssen, Mooren und Wäldern vermoderten, und die unter Geheul die Luft als wildes Geer durchhaufen. Ganze Familien wurden gezwungen, ihr Haus zu verlassen, damit die Geister die Julnacht

feiern konnten. Gegen derartige Unholde muß man in den Christnächten ganz besonders gewappnet sein. Das Haus wird zur Burg, es gleicht einer Festung. In der Dämmerung ist es besonders gefahrvoll, sich an die Tür zu wagen. An allen Öffnungen, wo auch nur einer dieser Geister hindurchschlüpfen könnte, werden Kreuze mit Teer, Kötel oder Kreide gezeichnet oder mit glühendem Eisen eingebrannt. Alle Fenster sind von innen und außen dicht verhüllt, alle Räume hell erleuchtet — Licht scheuen die Gespenster am meisten —, kein Winkel darf in der Julnacht dunkel sein, das „Zullicht“ brennt die ganze Nacht hindurch und wird zur Vorlicht in eine mit Wasser gefüllte Schale gestellt. — Je länger die Tage nach Weihnachten werden, um so mehr vertiefen die Geister an Macht. Es beginnt nun das Vertreiben der Geister, welches im südlichen Norwegen in der Form geschieht, daß mit Birkenzweigen in jeden Winkel geschlagen wird, in denen sich die Geister hätten vertrieben können. In derselben Gegend ist ein Eigenspruch bekannt, der lehrt, daß man am zweiten Weihnachtsfeiertage mit Knüppeln und Stangen unter die Möbel stoßen und dabei sprechen muß: „Heraus zur Tür, du Kobold, herein Getreide und Rüge.“ In Schweden wird der 13. Januar als „Koränglädag“ gefeiert. Der für die Geister hergerichtete „Zulisch“ wird abgedeckt, der Hausvater tritt mit der Art in dieses Zimmer und haut die Art in den Boden fest, während die Dienstmädchen mit Besen und Rehröhren die etwa noch vorhandenen Gäste austreiben sollen. In verschiedenen Gegenden Dänemarks werden noch Aussprüche, wie: „Jul“ wird ausgetrieben, ausgepeitscht, ausgestampft, in die Erde getrieben usw., gebraucht. Auch in Deutschland hielten sich mancherlei Bräuche, die der Vertreibung

der Geister galten. „Im Braunschweigischen durchzogen die Hirten abends das Dorf, auf ihren Instrumenten blasend, und im Emstand, z. B. bei Meppen, hört man noch heute abends in der Abendzeit aus allen Richtungen das Mäsen der Midewinterhärrens (Mittwinterhörner). In den Fischerdörfern Tiefwerder und Bichelsdorf bei Spandau findet abends in den neun Tagen vor Weihnachten das „Antuten“ durch die Konfirmandenkneben statt, die dann am Weihnachtsfest von den alten Fischerfamilien beschenkt werden. In Paderborn zogen die Billinger Hirten noch absechzehnelang nach dem Aufhören des Weidanges in der Christnacht hornblasend umher.“ (Kück und Söhre, Feste und Spiele des deutschen Landvolkes, 1911.)

Solange der Mensch als Jäger und Sammler umherstreifte, er also lediglich von dem lebte, was die Natur ihm als Nahrung zuführte, war er von den Naturgewalten in bezug auf seine Nahrungsbeschaffung nicht abhängig. Erst mit Einsetzen des Ackerbaues lernte der Mensch allmählich erkennen, daß zur Bestellung des Feldes und zu einer gebräuchlichen Ernte gewisse Naturereignisse von Bedeutung sind, die oft für das Dasein des Stammes oder der Sippe ausschlaggebend sein könnten. Der Umwelt entsprechend sind diese Naturgewalten verschiedenen Charakters: In den Tropenländern ist es der Regen, an den Ufern des Nil, Euphrat und Ganges sind es Überschwemmungen der Flüsse, in den nordischen Ländern der Wechsel der Jahreszeiten, die Sonne, das Gewitter usw. Das einfache Denken der primitiven Völker, das sich die Zusammenhänge dieser Vorgänge nicht klarmachen konnte, wählte hinter diesen regelmäßig wiederkehrenden Erscheinungen göttliche Gewalten und suchte diese für die Feldbestellung günstig zu stimmen, indem man sie zu seinen Göttern machte, sie verehrte und ihnen seine Feste weihte. Besonders der Kampf zwischen Licht und Finsternis ist das Grundthema vieler alter Religionen, wobei die Verehrung der Sonne in der kindlichen Denk- und Betrachtungsweise des Naturmenschen eine besondere Rolle spielte, die der Phantasie den weitesten Spielraum ließ. Göttlich war die Sonne und mit ihr das Feuer; denn Sonnensfeuer und irdisches Feuer sind nach Auffassung des Naturmenschen identisch, und noch heute verehren die Naturvölker oft das Himmelsgestirn im irdischen Feuer. Sein gespenstisches Flackern war für den Menschen der Ausdruck eines übernatürlichen, höheren Wesens, das er voller Ehrfurcht verehrte, und dem er seine Opfer spendete. In fast allen Religionen des Altertums findet man daher die Anbetung des Feuers. In allgemein verbreiteter Mythologie heißt es, das Feuer sei vom Himmel herabgekommen. Daher erscheinen auch Sonnen- und Feuerverehrung nebeneinander, und schon nach den indischen „Veden“ feierte man die Geburt der Sonne und des Feuers.

Wir wollen nun die Verhältnisse in den Gauen Germaniens etwa beim Beginn unserer Zeitrechnung betrachten. Der römische Geschichtschreiber Tacitus sagt in seiner „Germania“ (97 bis 98 n. Chr.), Abschnitt 5 über unsere Heimat: „Das Land sieht wohl nicht überall gleich aus; doch allenthalben starrt schrecklicher Urwald, dehnen sich häßliche Sümpfe.“ Unsere Vorfahren, die Germanen, bewohnten jene Gegenden. Sie lebten von den Erträgen der Jagd und eines geringen Ackerbaues. „Ackerland wird, entsprechend der Zahl derer, die es anbauen wollen, von der Gesamtheit immer im neuen Ausmaß besetzt und dann jedesmal unter die einzelnen nach ihrem Range aufgeteilt. Die Größe der Gesilde macht solche Teilung leicht. Mit der Anbaufläche wechselt sie Jahr für Jahr, und noch immer bleibt Ackerland brach. Denn ihre Arbeit weiset nicht mit der Fruchtbarkeit und der Ausdehnung ihres Bodens, so etwa, daß sie Obstgärten

anlegen, Wiesen ausschneiden, Gärten bewässern würden; einzig Getreide fordern sie der Erde ab. Und so teilen sie auch das Jahr nicht in unsere vier Zeiten; nur für Winter, Frühling und Sommer haben sie den Begriff und die Worte; vom Herbst kennen sie weder Namen noch Gaben.“ (Tacitus a. a. O., Abschnitt 26.) Genau so wie bei uns, wechselten bei ihnen die Jahreszeiten. Wenn nun der Winter kam, muß es besonders unwirtlich geworden sein. Feuchter Nebel umlagerte den dichten Urwald, und es schien, als wolle er alles Leben töten. Die Menschen waren zum Nichtstun verdammte. Haus und Hof lagen still. Die Scheuern waren gefüllt, der Jagd konnte man nicht nachgehen; dazu kamen die kurzen Tage, wo das Licht nach kurzer Zeit wieder der Dämmerung weichen mußte. Die Häuser lagen weit auseinander, und eine künstliche Beleuchtung in dem Maße, wie wir sie heute kennen, gab es nicht. Deshalb mußte der Mensch der damaligen Zeit die Dunkelheit des Winters besonders drückend empfinden, und er jandzte auf, wenn die Sonne zurückkehrte. Das Sonnenwendfeuer entflammte, oder im Herd glühte der heilige Holzblock, um den sich die Sippe versammelte. Das Opfermahl wurde gehalten, bei dem zu Ehren der Götter besonders Lichtiges im Essen und Trinken geleast wurde. Die Aufsehung des Lichtes war ein Freudenfest für alle. Zwölf Tage dauerte dieses Fest der Winterjonnennende, auch Zwölften genannt, nämlich bis das Längerwerden der Tage deutlich erkennbar wurde, vom 25. Dezember bis 6. Januar. Dieses Fest wurde den Germanen dasselbe, was den Tropenvölkern der Regen ist. Wie schon gesagt, finden bei solchen Völkern, die auf niedriger Kulturstufe stehen, wirtschaftliche Verhältnisse ihren Ausdruck in religiösen Bräuchen. Die Winterformenwende war ein religiöses Fest, eine heilige Zeit. „Alle Arbeit ruhte. Im heulenden Sturm zog Wodan auf seinem Schimmel durch die Luft, gefolgt vom Heer der abgestorbenen Seelen. Das Wetter der nächsten zwölf Monate und ebenso die nächstjährigen Menschenschicksale wurden in diesen wichtigen Nächten bestimmt. Wehe dem Hauße, wo in diesen Tagen des stillstehenden Sonnenrades sich Wagen oder Spinnrad drehte und Arbeit das heilige Fest entweihete! Wo dieses aber recht begangen wurde, da walteten Wodan, Donar und Frau Holle als gnädige Gottheiten, und Menschen und Vieh, Getreide und Bäume wurden ihres Segens teilhaftig.“ (Kück und Söhre a. a. O.)

Dann kam das Christentum. Auf den Trümmern des römischen Weltreiches, das seinem wirtschaftlichen Untergang geweiht war, gelangte das Christentum zur Bedeutung. Der Ackerbau bildete im alten Rom die entscheidende Produktionsweise. Die römische Bauernklasse hatte Roms Herrschaft auf den Schlachtfeldern erkämpft und war in diesen Kriegen dahingeschmolzen. Ungeheure Güterkomplexe wurden zusammengeballt, die von Sklaven bewirtschaftet wurden, entweder als Viehweiden, wo die bäuerliche Bevölkerung durch Ochsen und Schafe ersetzt war, oder als ungeheure Güter, die ihren Absatz auf den städtischen Märkten suchten. Mit dem Verschwinden des allgemeinen Wohlstandes rentierte sich diese auf Sklavenwirtschaft gegründete Latifundienwirtschaft nicht mehr, trotzdem es damals die einzig mögliche Form des Ackerbaues war. Man mußte auf den kleinen Ackerbau zurückgreifen. Die großen Güter wurden zerstückelt, an Zinsbauern (Kolonen) ausgetan, welche das Land bestellten und eine Abgabe an den Grundbesitzer zu leisten hatten. Die eroberten Gebiete des römischen Staates waren zur Ausbeutungsmaschine geworden. Durch Staatsströme und Steuern sank die Bevölkerung in immer tiefere Armut. Handel und Industrie wurden durch rücksichtslose Expansions der Fremden erstickt. Der Zerfall der Gesellschaft und die daraus folgende

Massenverarmung waren die hauptsächlichsten Ursachen des Christentums. Der einzelne Mensch, der sich bisher stets des Schutzes der Gemeinde oder des Staates erfreute, fühlte sich verlassen und hilflos. In seiner Not und Verzweiflung suchte er nach einem neuen Gott, nach einem Erlöser. Kleinmütig und verzagt, demütigte er sich vor jeder neuen Macht und in geneigt, sie für übernatürlich, für göttlich zu halten; denn aus dem allgemeinen Verfall kann ihn gewöhnliche Menschenkraft nicht mehr retten. Ohne Fäden erweist er den Casaten göttliche Ehren und glaubt an den göttlichen Ursprung einer Gemeinschaft, die selbstbewußt und unübertwindlich inmitten des allgemeinen Verfalls vorwärtsschreitet. Ohne Prüfung nimmt er ihre Lehren als seinen Glauben an und unterwirft sich ihren Lehren. Das Christentum gelangte zur Herrschaft, nicht infolge der Erhabenheit der christlichen Lehre, sondern infolge der Verwendbarkeit der christlichen Kirche als Herrschaftsorganisation. Kein römischer Kaiser war in der Lage, der Kirche eine ähnliche Organisation entgegenzusetzen, der es gelang, der Massenverarmung und -verelendung zu steuern und die Gesellschaft vor dem Zerfall zu bewahren.

So war die Lage des Römischen Reiches, als die Germanen an seine Pforten pochten. Es konnte sich ihrer nicht mehr erwehren, und im 5. Jahrhundert nach unserer Zeitrechnung überwältigten die Barbaren die unglücklichen Ländermassen, eine absterbende Kultur verjüngend. Neue Massenverhältnisse entstanden. Die christliche Kirche lehrte die Germanen und leitete sie an, sich der römischen Produktionsweise zu bemächtigen. In den gewaltigen Kämpfen der Völkerwanderung und ihrer Ausläufer konnten sich nur jene germanischen Stämme behaupten, die sich vor der römischen Kirche beugten, durch sie kultiviert und zu festen staatlichen Gebilden zusammengeführt wurden, wie die Franken unter Chlodwig. Die der römischen Kirche feindlichen Stämme wurden zerrieben, überwunden, aufgefressen (Ostgoten, Vandälen). Wohl bedeutete die Kultur des Christentums, da es einem Zustand des Verkommens entsprang, einen gewaltigen Rückschritt gegenüber der Blütezeit der Antike, seine Wissenschaft, seine Kunst, seine Wirtschaft waren gleich dürftig im Verhältnis zu der des überwundenen germanisch-hellenischen Heidentums. Aber sie stand noch hoch über der germanischen Barbarei, deren rohe Kraft sich vor der überlegenen Kultur des römischen Glaubens und seiner Priester beugen mußte, die nun infolge der Unwissenheit über das Germanentum herrschen konnten. — Die christliche Kirche suchte ihre Macht immer mehr zu befestigen und drängte über die Grenzen hinaus zu den übrigen Barbarenvölkern. So kamen die Missionare auch zu den heidnischen Germanen, soweit diese eben nicht die römische Produktionsweise angenommen hatten. Es werden nun einzelne Legenden erzählt von der wunderbaren Belehrung. In Wirklichkeit war aber diese Belehrung nicht so wunderbar. Der Gegensatz zwischen Heidentum und Christentum war, wenigstens in der Praxis, nicht so groß, wie oft angenommen wird. Der Übergang vollzog sich nicht auf einmal, sondern äußerst langsam. Die christliche Kirche wändte die seine Kultur an, sich den gegebenen Verhältnissen anzupassen. Auf den heidnischen Opferplätzen wurden christliche Kirchen erbaut, heidnische Götter wurden christlichen Heiligen gleichgemacht. Dieselbe Kraft, die den heidnischen Göttern innewohnte, wurde auf die Heiligen übertragen, vor allen Dingen ließ man den Neubelehrten ihre Feste; denn an den althergebrachten Festen hängt das Volk am meisten. Das vornehmste heidnische Fest, die Winter Sonnenwende, wurde das höchste christliche Fest in den germanischen Ländern: das Weihnachtsfest. Aus dem Geburtsfest der

Sonne wurde das Geburtsfest des Weltheilands gemacht. Nicht, daß Christus am 25. Dezember geboren ist (darüber fehlen jegliche historische Nachrichten) — erst im 4. Jahrhundert wurde das Weihnachtsfest als christliches Hauptfest gefeiert, im Jahre 354 n. Chr. in Rom zum ersten Male am 25. Dezember, und Papst Julius I. (gest. 377) bestimmte diesen Tag endgültig als den Geburtstag Christi —, sondern weil das Römertum endgültig im Christentum aufging und für die Saturnalien, der römischen Winter Sonnenwende, ein christlicher Ersatz geschaffen werden mußte. Aber den Römern war das Weihnachtsfest damals ein Fest zweiten Ranges, denn die Sonnenwende harte bei ihnen keine wirtschaftliche Bedeutung mehr. Sie, welche selbst nicht mehr dem Ackerbau oblagen, überließen die Arbeit ihren Sklaven. Ihre Existenz gründete sich vielfach bereits auf Großhandel und Industrie.

Anders bei den Germanen: Nur bei ihnen blieb der heidnische Name erhalten. Weihnachten ist nicht die „heilige Nacht“, sondern heißt „geweihte Nächte“. Die Germanen zählten nach Nächten, nicht nach Tagen. Dem heidnischen Volksfest hat das Christentum Rechnung getragen, indem es heidnische Gebräuche in seinen Kult aufnahm. „Geheimnisvoller Wandel vollzieht sich, feierliche Stimmung ruht über allem, höchste Fülle der Weisagung tommender Dinge jeder Art. — Kein Rad soll sich drehen, kein Dinger fahren (wie zu allen Festzeiten), keine Wäsche haben.“ (Verbestunde der Provinz Brandenburg, Teil 3.) Derall finden wir Zeichen der heidnischen Gebräuche. „Necht Ruprecht ist weiter nichts als der Lichtgott Wodan, der verkrümmt, mit seinem breiten, tief ins Gesicht gedrückten Sturmhut, in seinem stahlblauen Wettermantel, auf seinem Schimmel reitend, gabenpendend die Winchen in ihren Wohnungen besucht, besonders seine Verehren. Doch hier ist der Heidengott erniedrigt, denn an seine Stelle ist der Christergott in der Gestalt des „bescherenden Christkinds“ getreten. „In der Vorstellung der Kinder reitet der Hele Christ, Bescherchrist, Christkind auf weisem Schimmel durch die Luft vom Himmel, deshalb stecken sie Eimer Wasser und legen ein Bünd Heu hin für Schimmel, vorm Schlafengehen Ruchen auf den Tisch für Bescherchrist.“ (Landbestunde.) — Wenn heute Hörnchen, Brezeln, Pfefferkuchenherzen und -männer gebaden werden, so erinnert es an die heidnischen Opfer, welche die Germanen dem Walbaum darbrachten, in dem die Geister der Verstorbene, die Dämonen, später die Götter selbst residierend gedacht wurden. Der Walbaum hielt sich bei uns in Form von mit Pändern und anderem Sierat geschmückten Bäumchen (Maibaum, Nichtstrauch auf Neubauten), teils in auf ähnliche Weise verzieren Kränzen (Kirmeskränz). Erst im 18. Jahrhundert entwickelte sich der Weihnachtsbaum daraus, und wenn man außer Äpfeln und Nüssen Tiergestalten und dergleichen in Gebäckform an seine Zweige hängt, so sehen wir die erhaltenen Reste heidnischen Ursprungs.

Fast zwei Jahrtausende ist es so geblieben. Die Ideologie der christlichen Kirche paßte sich wiederholt neuen Machtverhältnissen an. Das Weihnachtsfest blieb das Geburtsfest des Erlösers, das als solches in der Stadt und auf dem Lande noch heute gefeiert wird. Da entstand die moderne Arbeiterbewegung und mit ihr das Streben nach kultureller Erneuerung. Die christliche Ethik geriet ins Wanken, und mit ihr die alte Form des Weihnachtsfestes. Die Arbeiterwandler sind in bezug auf das Letztere bahabredend im Sinne neuer Gedanken geworden. Wir stehen diesem christlichen Fest vollkommen ablehnend gegenüber. Wir brauchen die christliche Legende nicht. Ebenso sei es fern von uns, altheidnische Sitten und Ge-

\*) Siehe auch: „Der alte erloschen wurde“ August-Kammer des Jahrbuch 1922.

bräuche — auch nicht die Trinkfitten — nachahmen zu wollen. Jedoch der hohe Gedanke, der in diesem uralten, tief im Volksleben wurzelnden Naturfeste lebt, sollte auch uns heilig sein: der Gedanke von dem Sieg des Lichtes über die Finsternis.“ („Wanderfreund“, 1913. 5. Jahrgang, Nr. 8.) Dieser Gedanke setzte sich im Kreise der proletarischen Jugendorganisationen durch und griff auch auf die Freidenkergruppen in Mitteldeutschland über. Als Naturfreunde wollen wir ihn lebendig erhalten und weitertragen. Wenn wir draußen bei den flammenden Holzschreien zusammensetzen, dann feiern wir den Sieg des Lichtes über die Finsternis, den Sieg des Geistes, der in das Dunkel des heutigen Denkens hineinleuchtet. Der Flamme gleich, die in dem Dunkel der Nacht emporleuchtet, wollen wir unseren Brüdern und Schwestern Wegbereiter sein in dunklen und schweren Stunden, wollen helfen, die Sonnenwende der gesamten Menschheit herbeizuführen. Keine Hoffnung auf Erlösung, sondern Befreiungstampf der Arbeiterklasse

aus wirtschaftlicher, politischer und geistiger Abhängigkeit der heutigen Gesellschaft. Das sind unsere Wehnachtsgedanken.

„Seht euer Gesicht!

Ich bin das Licht,

das aus euch kam,

heiligstes aus euren Seelen nahm,

aus eurem Leid, aus eurer Not,

aus eurem Blut, aus eurem Tod,

aus eurem Tag, aus eurem Traum.

Seht es leuchten als Strahlenbaum

weithin über das Firmament.

Seht, wie die Welt eures Wesens brennt!

Ja, es sei:

Mensch zu Mensch von Sühnungen frei!

Mensch zu Mensch mit Bruderinn

über die jubelnde Erde hin!

Mensch zu Mensch mit Schwelterngebärde

hin durch den heiligen Garten Erde.“

(Derm. Claudius in dem Sonnenwendspiel „Licht“.)

Rich. Kunze (Potsdam).

## Der Spreewald<sup>\*)</sup>

### Wirtschaftliches — Soziales.

Dem Naturfreund läßt die Eigenart und Schönheit der Spreewaldlandschaft auch die wirtschaftliche und soziale Lage der Spreewaldbewohner in rosigem Lichte erscheinen. Wer schärfer hineinblickt, wird bald erkennen, daß dem nicht so ist; denn auch im Spreewald ist der Besitz wie überall recht ungleich verteilt. Schaltet man den Besitz des Staates aus, dann sind es eigentlich nur die Grafen Lynar (Lübbenau) und Houwald (Straupitz), die als Großbesitzer bezeichnet werden können. Die größere Zahl der Hofbesitzer hat nur wenig eigenes Land, und nicht gering ist die Zahl der fast und gänzlich Besitzlosen, das ländliche Proletariat. Ausschlaggebend ist, abgesehen von den Erwerbszweigen der Kleinstadtbevölkerung, die Acker-, Wiesen- und Viehwirtschaft. Alljährlich verpachten die Großbesitzer einen Teil ihrer Wiesen, die ihnen dadurch, ob ertragreich oder nicht, ein immerhin festes Einkommen sichern. Für die Kleinbesitzer und Pächter ist der Ausfall der Ernte ausschlaggebend.

Eine keineswegs untergeordnete Rolle spielt das Wetter. Anhaltende Feuchtigkeit einerseits, Trockenheit und Dürre andererseits wirken bekanntlich stark auf das Wachstum der Feldfrüchte und haben eine schlechte Ernte im Gefolge. Schlechtes, regnerisches Wetter hält aber auch den Zustrom der Spreewaldbesucher zurück, der gleichfalls stark zurückgedämmt wird, wenn eine lange Trockenperiode einen Teil der feuchten Wasseradern unbefahrbar macht. Damit verfaßt auch die Einnahmequelle der Fährleute, die einen nicht unwesentlichen Einfluß auf die materielle Lage ausübt. Aber an dem Zustrom der Spreewaldbesucher sind nicht nur die Fährleute interessiert. Der sogenannte Fremdenverkehr ist auch bedeutungsvoll für die Gastwirtschaftsbetriebe und die Fremdenlogis. Die in den kurzen Sommermonaten erzielten Einnahmen müssen auch die Unterhaltskosten des Winters decken. Bleiben sie aus oder sind sie nur gering, so ist nicht nur eine Notlage der direkt Beteiligten die Folge, sondern auch weitere Kreise der Bevölkerung. Handel und Handwerk werden in Mitleidenschaft gezogen. Von einer ausgesprochenen Industrie kann man im Spreewald nichts bemerken. Handwerkliche Kleinbetriebe findet man nur in den Städten, und sie decken meist nur den örtlichen Bedarf. „Ausfuhrartikel“ sind lediglich die landwirtschaftlichen Erzeugnisse, von denen neben dem Wiesenheu der Meerrettich, Gurken und Kürbis die hauptsächlichsten sind.

\*) Mit den nachfolgenden beiden Kapiteln findet die Artikelserie des Gesessenen Volkes ihren Abschluß.

### Wendische Trachten und Sitten.

Wenn an schönen sommerlichen Sonntagen der Spreewaldbesucher nach Burg kommt, wird er in den Vormittagsstunden, zu Beginn und Ende der Kirchzeit, ein farbenprächtiges Bild beschauen können. Zahlreiche Frauen und Mädchen kommen dann in der für den Spreewald so charakteristischen und kleidsamen Tracht nach Burg, um dem Gottesdienst beizuwohnen, dann aber auch, um mancherlei Besorgungen zu erledigen, Verabredungen mit Freunden und Bekannten zu treffen oder einzuhalten, und schließlich aber auch, um von den vielen „Fremden“ beschaut und bewundert zu werden. Da herrscht denn sonniglich ein lebhaftes, farbenfrohes und farben- und formenreiches Leben und Treiben auf dem Kirchplatz. Besonders bemerkenswert sind die großen Flügelhauben, deren Herstellung eine Kunst ist, die nicht nur erlernt sein will. Diese Flügelhauben kann man in recht verschiedenen Formen sehen, die nur in einem Ort oder Bezirk (Kirchspiel) gleichartig sind. Da in einem Dorfe nur einige wenige Frauen Kunst und Übung darin besitzen und das Binden für die anderen mitbesorgen, haben die Hauben meist die gleiche Form, und der Kenner kann leicht den Wohnort der Trägerin einer Haube daran erkennen. Selbstverständlich werden auch hierbei der Mode Opfer gebracht und schöne, eigenartige Formen auf Nachbar-dörfer übertragen. Eigenartig ist auch der in reinen, frohen Farben leuchtende Faltenrock und die weite, hinten fast schließende und reich mit Spigen verzierte Schürze. Ein feines Oberhemd mit kurzen Spigenärmeln, ein dunkles, meist schwarzamtnes Nieder und ein oft kostbares buntgeblümtes Hals- oder Busentuch vervollständigen die kleidsame Tracht der Spreewalderin. An hohen kirchlichen Festtagen aber ist all die bunte Tracht verschwunden, ebenso bei der Trauer um verstorbene Angehörige und Auerwandte. Dann gehen die Frauen ganz in Schwarz gekleidet und tragen einfache schlichte weiße Hauben. Die Kleidung der Männer ist ausschließlich städtischer „moderner“ Art. Früher trugen sie lange dunkle Röcke mit blanken Knöpfen und ebenso dunkle Halsbinde. Eine flache Schirmmütze bildete die Kopfbedeckung. Zu wünschen bleibt, daß die schöne, farbenprächtige Tracht der Spreewalderin noch recht lange der städtischen Mode den Einzug im Spreewald verhindert.

Der Charakter des Spreewalders ist ernst, still und verschlossen, mindestens dem „Fremden“ gegenüber. Ist man unter sich, dann läßt man gern einmal der Freude und dem Frohsinn die Zügel schießen. „Stollenreiten“, „Kirms“, „Kinderfeste“ und dergleichen

bilden dann eine Belustigung des ganzen Dorfes oder Bezirks. Auch Hochzeiten geben Anlaß zu großen allgemeinen Festlichkeiten. Brautführer und Brautjungfern in festlicher Kleidung sind neben dem Brautpaar und den Eltern der Brautleute die Hauptpersonen. Merkwürdige altüberkommene Gebräuche werden hierbei ausgeübt.

Auch bei der Bestattung der Toten werden heute noch manche alten Gebräuche ausgeführt. So wird nach dem Dahinscheiden des Hausherrn allem Vieh hiervon mitgeteilt, die Fenster weit geöffnet und, wenn der Sarg hinausgetragen ist, die Pötte, auf denen er gestanden, umgestürzt. Es sind dies alles Gebräuche alten religiösen Geisterglaubens, überliefert aus jener früheren düstern Zeit, da es dem Menschen an der Naturerkenntnis mangelte und oftmals der mit voller Absicht zum Zwecke der Ausnutzung solcher Unkenntnis wahrgenahmten Aberglauben Triumphe feiern konnte. Auch in den Sagen und Geschichten spukt jener Geisterglauben. Wenn regenschwere Wolken die in ihnen aufgesammelte Elektrizität entladen, wenn Blitze zucken und der Donner rollt, dann „reitet der wilde Jäger durch die Luft“. Wenn über den feuchten Wiesen

die Herbstnebel brauen, dann „tanzen die weißen Jungfrauen den Liebestanz“ und werden dem einsamen Wanderer gefährlich. Auch um den Schloßberg nördlich von Burg spielen viele Sagen. In ihm soll noch immer der letzte alte Wendenkönig haufen, der aber nach der Verschiedenartigkeit der Geschichte bald auch ein großer Zauberer wie ein ebenso großer Räuberhauptmann gewesen ist.

In dem ziemlich abeschloffen liegenden Spreewaldgebiet hat sich noch manches Alte erhalten können, von dem man in der großen „Welt“ wenig oder gar nichts mehr kennt. Aber die Zeit schreitet vorwärts und mit ihr die Erkenntnis der wahren natürlichen Vorgänge. Sie macht auch nicht halt vor den Fliesen und Gräben, vor Wald und Wiesen des Spreewaldes. Bald wird so manches Alte auch hier der Vergessenheit anheimfallen und dem Neuen Platz machen. Zu wünschen aber bleibt, daß an der natürlichen Schönheit und landschaftlichen Eigenart nichts verändert wird, damit der Spreewald bleibt, was er jetzt noch ist. Eine Feste in der „Streuandbüchse“ Brandenburg.

## Aus der Bewegung

### Einkaufsgenossenschaft.

Im Jahre 1922 wurde zum Vertrieb von Wanderausstattungsgegenständen in der eigenen Organisation eine Genossenschaft gegründet, nachdem unsere Satzungen eine solche vorsehen und die Salzburger Hauptversammlung dementsprechend beschlossen hat.

Man müßte nun annehmen, daß dieses genossenschaftliche Eigenunternehmen von Seiten der Ortsgruppen und Mitglieder weitest gehende Unterstützung fände; dem ist aber nicht so.

Es ist ein sehr bedauerliches Zeichen an Solidarität, wenn von etwa 1100 Ortsgruppen kaum 100 der Genossenschaft als Mitglieder angehören. Die Genossenschaft hat im Sommer laufenden Jahres an alle deutschen Ortsgruppen Beitrittserklärungen hinausgegeben, von welchen jedoch höchstens 20 ausgefüllt an uns zurückkamen; die übrigen sind scheinbar in den Papierkorb gewandert.

Wir wenden uns daher an alle Mitglieder mit dem Ersuchen: Zwingt eure Ortsgruppenleitungen, daß sie der G. G. m. b. H. als Mitglieder beitreten. (Anteil 5 Mk., Beitrittsgebühr 50 Pf.) Zwingt sie auch, daß unsere Preislisten an den Vereinsabenden zur Einsichtnahme der Mitglieder ausliegen, damit auch alle Mitglieder Gelegenheit haben, sich über die Waren, die wir führen, zu unterrichten. Veranlaßt ferner durch die Ortsgruppenleitung Sammelbestellungen, ihr dient damit nicht nur euch selbst, sondern unserer Gesamtbewegung. — Ein Naturfreundehaus könnte aus den Mitteln der G. G. m. b. H. alle zwei Jahre errichtet werden, wenn nur der zehnte Teil unserer Mitglieder im eigenen Geschäft kaufen würde.

Wir machen besonders auf unser reichhaltiges Lager an Wintersportartikeln aufmerksam; Preislisten gingen bereits allen Ortsgruppen zu.

Alle bei uns eingehenden Bestellungen müssen mit dem Stempel der Ortsgruppe versehen sein, andernfalls Lieferung nur per Nachnahme.

Wir hoffen nun, daß alle unsere Ortsgruppen und Mitglieder genossenschaftlichen Geist zeigen und uns mehr als bisher unterstützen.

Mit „Berg frei“. Einkaufsgenossenschaft des Touristenvereins „Die Naturfreunde“, e. G. m. b. H., Nürnberg.

Wer wagt es nach dieser zweiten Anfrage vielleicht, jetzt sein eventuell vorhandenes Fahrtenbuch dem Schriftleiter unseres Gaublattes zur Kenntnisnahme zuzufenden? Für distrete Behandlung und möglichst schnelle, unbeschädigte Rückgabe wird garantiert. Dies können bereits zwei unserer Mitglieder bezeugen!

**Neue Sonntagsrückfahrkarten.** Von der Reichsbahndirektion Berlin sind, von Berlin ausgehend, folgende neue Sonntagsrückfahrkarten eingeführt worden: Von Stadtbahn nach Puschmühle über Frankfurt a. d. O. 3 Kl. 4,80 Mk., 4 Kl. 4 Mk.; vom Stettiner Bahnhof nach Neutreutz 3 Kl. 5,80 Mk., 4 Kl. 5,20 Mk.; vom Stettiner Bahnhof nach Stettin 2 Kl. 12,40 Mk., 3 Kl. 8,90 Mk., 4 Kl. 5,80 Mk.; vom Anhalter Bahnhof nach Trebbin 3 Kl. 2,40 Mk., 4 Kl. 1,80 Mk.; vom Stettiner Bahnhof nach Zehdenick oder Granitz über Löwenberg 3 Kl. 3,10 Mk., 4 Kl. 2,40 Mk.

Da Duberowforst, die bisher nur gegen Erlaubnis-schein der Oberförsterei Königswusterhausen zugänglich war, kann jetzt ohne besondere Erlaubnis betreten werden.

**Jugendherberge Uehdorf.** Vom 1. Dezember d. J. an stehen die ehemaligen Arbeiterwohnhäuser der städtischen Forstverwaltung als Jugendherberge zur Verfügung.

In Spremberg wurde kürzlich die erste Jugendherberge des Kreises eröffnet. Sie besteht aus einem Aufenthaltsraum mit Kochgelegenheit und Schlafraum mit 22 Betten. Die Einrichtung eines Rotschlafers (Strohfüße) ist geplant.



**Graphit und Arbeiter.** Graphit. Dieses Wort scheint mir immer etwas Bekümmertheit, Unwirklichkeit zu ainen. Graphit: ... klimatische Zimmer mit steilen Möbeln, Fenster, an denen man über diebelige Dächer blickt, Landschaften mit subtilster Behandlung der Einzelheiten, Städte mit breiten, entsehrlich lahlen Straßen, hölzernen, steife Neilige mit grobkalkigen Gewändern, eine Herde weidender Tiere, aber auch letzte Raffinements defadenter Gemüßlinge, dies alles ist Graphit, alles, aber: Graphit und Arbeiter. ... Was sollte diese Kunst, die raffinierte Tapeten oder exklusive Einbände beansprucht, mit den Männern zu tun haben, die den Tag über in der Fabrik arbeiten, Lastauto oder Lokomotive führen oder am Schreibpult hocken. ...

Betrachten wir die geringen Anfänge von Arbeitergraphit, die vorhanden sind, so müssen wir mehr noch als bei Malerei und Dichtung konstatieren, daß diese Künste den Arbeitern erst durch Künstler, die mit den Massen übereinstimmend empfanden, sie in ihrem Elend, ihren kargen Freuden, in ihrem Jorn und in ihren Hoffnungen schilderten, denen Maschinen, Fabriken und Mietkasernen würdig der künstlerischen Behandlung schienen, nahegebracht wurde.

An der Spitze dieser Künstler steht wohl Käthe Kollwik. Sie hat sich mit ihren Zollen, dem Bauernkrieg und den Webern, die Freundschaft und Ennathie der Arbeiter erworben und dem Pürger, trotz seiner Abneigung gegen die behandelten Themen, Anerkennung abgezwungen. Die Künstlerin schildert mit aröhter Genauigkeit und Wahrhaftigkeit, jedes ihrer Blätter stellt eine Aufforderung an den Betrachter dar. Ihre Person hat sie ganz hinter dem Werk zurücktreten lassen, das in allfärer Klarheit und Schärfe dahsteht. Nächst ihr wäre Valuscheb zu nennen. Der Künstler, der vor einem Vierteljahrhundert aus seinem Atelier unter dem Dach einer Mietkaserne auf die Eisenbahn, diese Aber der Stadt, herabsah, ist weicher, melancholischer als Käthe Kollwik. Wir verdanken ihm hervorragende Schilderungen von Technik und Industrie, aber auch die Folgen der kapitalistischen Wirtschaftform innerhalb des Proletariats hat er gezeigt.

Heinrich Kille; in unserer Vaterstadt bekannter als die Vorgenannten, wohl durch die Schilderung des örtlichen Milieus, zeichnet das Volk in einer vielfach karifizierenden Weise. Er wird daher häufig als Ankläger nicht ernst genommen, obwohl seine Schilderungen gerade den Anspruch auf bedeutende Objektivität erheben können.

Als nächster Georg Grois. Er ist der anaristtärkste Kritiker eines fakt-felbstlichen Pürgeriums; seine Zeichnungen fordern immer wiederholte Betrachtung. Man wird das Auge dieses Künstlers bewundern lernen, wird eine Sicherheit des Blickes und eine Wahrhaftigkeit der Ausführung finden, die man zuerst hinter diesen anscheinend so findhaften Linten nicht vermutete. Als einer der wenigen, die in der Lage waren, die Greuel des Krieges zum Kunstwerk gestalten zu können, wäre Otto Dix wohl zu nennen. Diese seine Bilder sind eines der besten Argumente gegenüber gewissenlosen Besandchebern und reagen von Ariasromantik schwärmende Gymnastiken vielleicht doch einmal zum Nachdenken an.

Nun der Letzte. Franz Masereel. Das Schwarz-Weiß seiner Schmitte atmet Sicherheit und Ruhe; man glaubt die feste Hand eines Arbeiters zu spüren; manchmal idealisiert er, er sucht aber nie zu überreden; er schafft und das genügt. Er könnte mit Rolf Wittman sohen.

Ich und die Meinen überzeugen nicht durch Beweise, Gleichnisse und Reime. Wir überzeugen durch unsere Gegenwart.

1. Das Käthe-Kollwik-Buch, Carl Reißner, Verlag, 13 M.
2. Käthe-Kollwik, Wapp, Georg P. Callwen im Kunstwart-Verlag, 6 M.
3. Kille, Graphiker der Gegenwart, Verlag Willi Weise, 2 M.
4. Kille, Mein Willkür, Dr. Casler u. Co. H. G. Berlin, 3 M.
5. Kille, Kinder der Straße, Dr. Casler u. Co. L. G. Berlin, 3 M.
6. Kille, Berliner Geschichten und Bilder, C. Reißner, Verlag, Einleitung von Max Liebermann, Gebietet 5 M., gebunden 7 M.
7. Graß, Das Gesicht der herrschenden Klasse, Der Malik-Verlag, Berlin, 2 M.
8. Graß, Abrechnung folgt, Der Malik-Verlag, Berlin, 2 M.
9. A. Franz Masereel, Die Passion eines Menschen, Kurt Wolff, München, 3 M.
10. R. H. Söllscher und Erich Han. S. Weis, Franz Masereel, Axel Jander, Verlag, 7,50 M.

### „Die Bibliothek meines Jungen“

den ich nicht habe, würde so aussehen:

- 4 bis 6 Jahre (Spielalter):** Krüger: Widwandelwald. Ein Silberbuch aus bunten Preledern, 2,80 M.
- An Märchen erzählt ich ihm: Eschbach: Märchen der Wirklichkeit, Proschiers 0,80 M.
- Reisat: Freie Märchen für große und kleine Leute, Geb. 2 M.
- Grechler: Nidelmann, Heitere Tierfabeln, Geb. 4 M.
- Schultz: Von Menschenlein, Tierlein und Dinglein, Geb. 3,50 M.

- 6 bis 10 Jahre (aufstehende Renais):** Graf: Die Geschichte von den Eisriesen, Geb. 1,80 M.
- Reißner: Die schlafende Seele der braunten Stadt, (Berliner Saagen), Geb. 2,50 M.
- Schwantje: Liebe zu den Tieren, Nr. 1,20 M.
- Graf: Ein Märchen vom Rhein, Geb. 3,50 M.

- 10 bis 12 Jahre (erwachender Erkenntnisdrang):** Märker-Lind: Das Leben der Rienen, Geb. 2 M.
- Haufer: Dort, wo der Menschheit Wiege stand, Geb. 1,80 M.
- Monfess: Neue Maja, etwa 3 M.
- Arriens: Mosaik des Allerebens, Geb. 3,50 M.
- Seck: Bakelbuch, Geb. 2,80 M.

- 12 bis 14 Jahre (beinnende Arbeit):** Folskai: Auswahl, Verlag Neue Gesellschaft, Nr. 1,20 M.
- Grottewik: Unser Wald, Geb. 0,75 M.
- Grottewik: Sonne eines Großhäubers in der Natur, Geb. 3,75 M.
- Günther: Kleine Elektroschul, Geb. 4 M.
- Kell: Unsere Haustiere, Geb. 2,50 M.
- Sobann: Fuh und Mädel, 1,50 M.
- Sädel: Fekträhel, etwa 1,50 M.
- Enth: Fernsgraf, — Kosmos-Hände, Nr. 1 M., geb. 1,80 M.
- R. B. Böliche: Tierfelle und Menschenfelle, — Böliche: Mensch der Vorseit, — Böliche: Mensch der Fischbauzeit, — Falteride: Wundertiere des Meeres, — Falteride: Fatterleben, — Mener: Welt der Planeten, — Franck: Entdeckung der Seimat.

Wer mehr sehen will, komme in unsere Buchvertragsanstalt, Kreisraus von 6 bis 9 Uhr, Schönstedtstraße 1, bei Waller Ebert. Sämtliche angeführten Werke werden schnellstens durch die Bücherstube geliefert.

Ein Merkbuch für Naturdenkmalpflege hat die Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen soeben herausgegeben. Das Buch enthält folgende Abschnitte: Staatliche Organisationen für Naturdenkmalpflege und Naturschutz; Einrichtungen für Vogellunde und Raoschutz; Vereine: Naturschutzgebiete in Deutschland und Österreich; Raoschutzgebiete innerhalb des Deutschen Reiches; Geschichte Pflanzenarten im Deutschen Reich; in Österreich; in der Schweiz; Geschützte Tiere im Deutschen Reich; Der Schutz der Bösel in den Ländern des Deutschen Reiches; Beispiele für Anlage und Führung des Naturschutzinventars; Gesetze, Verordnungen, amtliche Bestimmungen u. dgl.; Schriftennachweis.

Das Merkbuch dürfte für alle in der Naturschutzbewegung stehenden Persönlichkeiten von besonderem Werte sein. Das in geschmackvollem Ganzleinenband gebundene 220 Seiten forte Buch ist gegen den Preis von 4,00 M. durch die Geschäftsstelle der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege, Berlin-Schöneberg, Grünwaldstraße 87, zu beziehen. (Postfach 100; Berlin, Nr. 8241.)



